
"Ein wilder Hazard"

Max Webers Rede "Wissenschaft als Beruf"

**Gregor Schöllgen, Dr. phil., Univ.-Professor, Neuere
Geschichte, Universität Erlangen**



Am 7. November 1917 hielt der Nationalökonom und Soziologe Max Weber im Münchner Steinickesaal eine Rede über „Wissenschaft als Beruf“. Es war eine bewegte Zeit: In Rußland machten sich in eben diesen Stunden die Bolschewiki daran, die provisorische Regierung zu stürzen und das Land aus dem verlustreichen Krieg gegen Deutschland herauszuführen. Die deutsche Regierung ihrerseits hatte insoweit einen nicht unbeträchtlichen Anteil an diesen Vorgängen, als sie den führenden Kopf der russischen Revolutionäre, Wladimir Iljitsch Lenin, nach Petograd geschafft hatte. Für die deutsche Kriegführung im Osten machte sich die Entwicklung dann auch bald positiv bemerkbar. Anders sah es im Westen aus; hier hatten inzwischen die USA auf Seiten der Alliierten in den Krieg gegen Deutschland eingegriffen; im Deutschen Reich selbst wurden die Folgen der alliierten Blockade und der Kriegswirtschaft dramatisch fühlbar; und auch die politischen Debatten, insbesondere über eine Verfassungsreform, nahmen an Schärfe zu.

Obwohl - oder vielleicht: gerade weil - die Lage hochexplosiv war, verordnete sich Max Weber in seinem Münchner Vortrag strikte Abstinenz in Sachen Tagespolitik, ja ging sogar noch einen entscheidenden Schritt weiter und erhob die für einen durch und durch politisch denkenden Menschen nicht selbstverständliche Forderung, daß „praktisch-politische Stellungnahme und wissenschaftliche Analyse politischer Gebilde und Parteistellungen... zweierlei“ seien. Er halte es, daran ließ Weber im November 1917 keinen Zweifel, für „unverantwortlich“, den „Umstand, daß die Studenten um ihres Fortkommens willen das Kolleg eines Lehrers besuchen müssen, und daß dort niemand zugegen ist, der diesem mit Kritik entgegentritt, auszunützen, um den Hörern nicht, wie es seine Aufgabe ist, mit seinen Kenntnissen und wissenschaftlichen Erfahrungen nützlich zu sein, sondern sie zu stempeln nach seiner persönlichen politischen Anschauung.“ Ähnlich wie im Falle seiner berühmten apodiktischen Äußerungen zur Werturteilsfreiheit ging es Weber auch hier um die, wenn man so will,

idealtypische Formulierung einer Maxime, an die er sich selbst bekanntlich nie konsequent gehalten hat. Aber seine Hörer sollten sie, eben deshalb, doch kennen.

Max Weber sprach auf Einladung des „Freistudentischen Bundes Landesverband Bayern“, der Organisation ehemaliger Freistudenten, die sich um die Jahrhundertwende zu einem Gesamtverband zusammengeschlossen hatten, um ihre Ziele auf diese Weise effektiver durchsetzen zu können. Zu diesen zählten der Versuch, eine Konkurrenzorganisation zu den übermächtigen traditionellen studentischen Korporationen aufzubauen, die Verbesserung der sozialen Lage einer wachsenden Zahl von Studenten, aber auch die Absicht, der Studentenschaft, über das Fachstudium hinaus, einen weiteren geistigen und kulturellen Horizont zu eröffnen.

Die Resonanz

Max Weber sprach im Rahmen einer Vortragsreihe zum Thema „Geistige Arbeit als Beruf“. Er sprach frei; die Rede wurde mitstenographiert und später separat publiziert. Offenbar war der Redner über die Resonanz seines Vortrages eher enttäuscht. Der Besuch - nach Schätzung des Einladenden kamen etwa 80 bis 100 Studierende - entsprach nicht seinen Vorstellungen; zudem stieß einiges von dem, was er zu sagen hatte, bei seinem Auditorium auf wenig Gegenliebe. Auf einige Hörer machten Webers Ausführungen hingegen einen nachhaltigen Eindruck. Der Korrespondent der „Münchner Neuesten Nachrichten“ sprach von einem „ungemein lebendigen, geistreichen, von Anfang bis Ende fesselnden Privatissimum“, und der damals blutjunge Philosoph Karl Löwith sah noch im Rückblick auf sein eigenes „Leben in Deutschland vor und nach 1933“ im Vortrag des „bleich“ und „abgehetzt“ wirkenden Max Weber die „Erfahrung und das Wissen eines ganzen Lebens verdichtet“.

Nach beinahe zwei Jahrzehnten hatte dieser begonnen, sich von den Fesseln einer schweren psychischen Erkrankung zu erholen. Mit neuer Kraft, die er nicht zuletzt aus amourösen Affären gewann, bezog er in mehreren Artikelserien, aber beispielsweise auch mit konkreten Vorschlägen für eine Änderung der Reichsverfassung, engagiert Stellung zur Innen- und Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland im Ersten Weltkrieg; vor allem aber wandte er sich verstärkt seinen beiden großen wissenschaftlichen Vorhaben zu, der Auftragsarbeit „Wirtschaft und Gesellschaft“ sowie der Aufsatzserie „Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen“, in welcher er im zeitlichen Umfeld seiner Münchner Rede das zentrale wissenschaftliche Thema seiner späten Jahre entwickelte.

Die Themen

Webers Vortrag hat zwei Schwerpunkte - einmal das besagte herausragende Thema seines wissenschaftlichen Spätwerks, den Rationalisierungsprozeß, und, an erster Stelle, die Frage, wie sich „die Lage eines absolvierten Studenten“ gestalten, der entschlossen sei, „der Wissenschaft innerhalb des akademischen Lebens sich berufsmäßig hinzugeben“. Hier wurde Max Weber, für seine Verhältnisse, ausgesprochen persönlich, indem er den Blick auf seine eigenen Anfänge zurücklenkte. Immerhin war der 1864 Geborene bereits am 7. Januar 1897 zum Ordentlichen Professor für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft in Heidelberg ernannt worden.

Das war schon sein zweites Ordinariat. Während die meisten jungen Gelehrten Jahre, mitunter Jahrzehnte auf eine Professur warten mußten, ohne die Sicherheit zu haben, tatsächlich einmal das unbefriedigende Privatdozentendasein verlassen zu können, hatte der 33jährige Weber nicht nur zwei Rufe in der Tasche; vielmehr gab es das erklärte Interesse weiterer Fakultäten, das durch eine beachtliche schriftstellerische Tätigkeit untermauert und von zahlreichen wissenschaftlichen und politischen Aktivitäten flankiert wurde. Für diese Attraktivität gab es natürlich Gründe, so insbesondere die wissenschaftliche Breite Max Webers. In seiner Münchner Rede bezeichnete er, zwanzig Jahre nach seiner Heidelberger Berufung, immerhin die „Soziologie, Geschichte, Nationalökonomie und Staatslehre und jene Arten von Kulturphilosophie“ als die ihm „nächstliegenden“ Disziplinen, welche sich „ihre Deutung zur Aufgabe“ machten.

Leidenschaft

Dennoch bekannte Weber in München auch, daß er es „einigen absoluten Zufälligkeiten“ zu verdanken gehabt habe, daß er relativ rasch eine akademische Karriere habe machen können. Denn grundsätzlich sei diese in Deutschland ein „Hazard“ und für einen jungen Gelehrten, der „keinerlei Vermögen“ habe, „außerordentlich gewagt“. Die einzige, prinzipiell indes zweifelhafte Perspektive, die Weber seinen jungen Hörern eröffnen konnte, bestand in der Aussicht, daß sich das „deutsche Universitätsleben..., wie unser Leben überhaupt“ amerikanisieren und in absehbarer Zeit den bezahlten, freilich mit Lehrverpflichtungen „absolut überlasteten“ Dozenten hervorbringen werde. Max Weber sagte das in einer Zeit, als die deutschen Universitäten noch von sich behaupten konnten, eine - wenn nicht die - führende Stellung in der Welt einzunehmen. Welche deutsche Hochschule würde sich heute der Konkurrenz mit Berkeley, Stanford, Harvard oder Yale stellen wollen?

Und dann sprach Weber von der Berufung zur Wissenschaft, jener „Leidenschaft“, jenem „seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch“, den derjenige mitbringen müsse, der die Wissenschaft zum Beruf machen wolle. Denn nur sie, die Leidenschaft, sei in der Lage, über die zahlreichen Enttäuschungen hinwegzuhelfen. Eindringlich forderte Weber seine Hörer auf, in diesem Sinne ihr

„Gewissen“ zu prüfen und sich die Frage zu stellen: „Glauben Sie, daß Sie es aushalten, daß Jahr um Jahr Mittelmäßigkeit nach Mittelmäßigkeit über sie hinaussteigt, ohne innerlich zu verbittern und zu verderben?“ Das klingt eigentümlich aktuell, und auch an dem von Weber beklagten Umstand, „daß zweifellos so viele Mittelmäßigkeiten an den Universitäten eine hervorragende Rolle spielen“, hat sich womöglich wenig geändert. Sollte seine Beobachtung, daß der Ruf eines Dozenten, „ein schlechter Lehrer“ zu sein, für diesen „meist das akademische Todesurteil“ bedeutete, „mag er der allererste Gelehrte der Welt sein“, im Prinzip bis heute gelten, müßten in der anstehenden Evaluierungsdiskussion Konsequenzen gezogen und „Mittelmaß“ und Lehrerfolg in eine festgeschriebene Relation gebracht werden.

Denn wer war beziehungsweise ist ein „guter“ und wer ein „schlechter“ Lehrer? Wenn er auch wegen seiner schweren Erkrankung seit fast zwei Jahrzehnten keine regelmäßigen Lehrerfahrungen mehr gesammelt hatte, wußte Weber doch, daß die Antwort durch meßbare Größen, wie zum Beispiel die „Frequenz“, gegeben wurde, mit der die „Herren Studenten“ den Lehrer „beehrten“, und daß dieser Zustrom der Studenten wiederum „in weitgehendstem Maße von reinen Äußerlichkeiten bestimmt“ wurde. Das alles liegt mehr als acht Jahrzehnte zurück, und doch wird man sich die Frage stellen müssen, ob sich in dieser Hinsicht Entscheidendes geändert hat und welche „Äußerlichkeiten“ die Studentenschaft heutzutage in die Veranstaltungen ziehen.

Natürlich bestätigte diese Erkenntnis Weber in seiner grundlegenden Auffassung, wonach das „akademische Leben... ein wilder Hazard“ sei; und einmal mehr drängte sich ihm die geradezu vitale Frage auf, wie sich unter solchen Umständen die „innere Stellung des Mannes der Wissenschaft selbst zu seinem Beruf“ ausnahm. Gewiß, die zitierte Leidenschaft war unverzichtbar, und - so Weber 1917: „nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann“. Für denjenigen aber, der sich auf den entbehrungsreichen Weg zum akademischen Gelehrten machte, konnte sie allein kaum ausreichen. Entscheidend war vielmehr die Aussicht, an dem wissenschaftlichen Fortschritt beteiligt zu sein, welcher „der wichtigste Bruchteil jenes Intellektualisierungsprozesses“ sei, „dem wir seit Jahrtausenden unterliegen“.

Rationalisierung

Dieses Phänomen umfassender Rationalisierung, dem sich Weber im zweiten Teil seines Vortrages vornehmlich widmete, war, wie gesagt, das Thema, das ihn in dieser Zeit geradezu fesselte: Die moderne okzidentale Wirtschaftsverfassung des Kapitalismus stellte sich für Max Weber als Ergebnis eines ebenso weitreichenden wie tiefgreifenden Rationalisierungsprozesses dar. Diesem war er seit den Vorarbeiten für seine 1905/06 publizierte Studie „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ auf der Spur. Anlässlich seiner Analysen der

„Wirtschaftsethik der Weltreligionen“, die ihn im zeitlichen Umfeld seiner Münchner Rede eindringlich beschäftigten, stieß Max Weber erneut, diesmal freilich aus einer anderen Perspektive, auf dieses Thema. Die Untersuchung des antiken Judentums erschloß ihm die israelitische, die rationale Prophetie als die eigentliche Quelle rationalen Willens. Ihr nämlich sei es erstmals und eigentlich gelungen, die Magie zu überwinden und so der rationalisierten Lebensführung zum Durchbruch zu verhelfen.

Dieser Prozeß mit seinen Begleiterscheinungen, allen voran der Bürokratisierung, aber eben auch der Intellektualisierung, hatte freilich auch seinen Tribut gefordert, den Weber in seiner Rede als „das Schicksal unserer Zeit“ bezeichnete. Es war die „Entzauberung der Welt“, auf die Weber im Zuge seiner Studien über das antike Judentum gestoßen war. Sie zeichnete dafür verantwortlich, „daß gerade die letzten und sublimsten Werte zurückgetreten sind aus der Öffentlichkeit“. Wer wollte dem, gerade heute, widersprechen?

Bei aller Zeitgebundenheit, die aus Webers Vortrag spricht, und unbeschadet des heute befremdlich klingenden pathetischen Tons kann man sich doch kaum der intellektuellen Wucht der Analyse und der zeitlosen Ernsthaftigkeit des Anliegens entziehen. Das erklärt zu einem guten Teil, warum Max Webers Rede über „Wissenschaft als Beruf“ bis heute zu den meistgelesenen überhaupt zählt, nicht zuletzt unter Studenten. Und so lange sie wie ihre Lehrer sich auf die Maxime Max Webers verständigen können, „daß innerhalb der Räume des Hörsaals nun einmal keine andere Tugend gilt als eben: schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit“, besteht immerhin Anlaß zur Hoffnung.

Zum Thema liegt vom Autor das Buch „Max Weber“ in der Reihe „Denker“ des Verlages C. H. Beck vor.